

INHALT

Einleitung:

Die gottlose Gesellschaft 9

KAPITEL 1 Die Verteidigung des Menschen 23

KAPITEL 2 Die neue Gottesfurcht 42

KAPITEL 3 Die Angst vor der Wahrheit 60

KAPITEL 4 Lob des Absoluten 75

KAPITEL 5 Verrat am Kreuz 93

KAPITEL 6 Der Glaube der Demokratie 110

KAPITEL 7 Gut und Böse 130

KAPITEL 8 Sex 145

KAPITEL 9 Die verlorene Schuld 163

KAPITEL 10 Die Revolution des
Monotheismus 185

KAPITEL 11 Unter freiem Himmel 204

Literatur 217

Dank 223

EINLEITUNG: DIE GOTTLOSE GESELLSCHAFT

Was weiß ich schon von Gott? Gott kann für sich selbst sorgen. Es ist der Mensch, um den es in diesem Buch geht. Nicht für Gott, für den Menschen ist die Religion da – um ihn frei, reich, tief, groß zu machen: menschlich. Dass der Mensch so ist und sein soll, kostbar und geheimnisvoll, etwas Besonderes, ist die Voraussetzung, von der hier ausgegangen wird. Wer sie nicht teilt, möge nicht weiterlesen; er wird auf den folgenden Seiten wenig finden, was ihn interessiert oder ihm einleuchtet. Dass der Mensch zu dieser Menschlichkeit die Religion braucht oder wenigstens sehr, sehr gut brauchen kann, das ist die These, die plausibel werden soll. Gott ist die Garantie der Humanität. Die gottlose Gesellschaft ist bedroht von Unmenschlichkeit.

Dagegen erheben sich sofort zwei Einwände: Man kann es abwegig finden, dass die Religion einen so wesentlichen Beitrag zum Menschsein leisten soll. Viele werden sie eher für irrelevant halten – oder sogar für unmenschlich. Das Buch wird versuchen, sie vom

Gegenteil zu überzeugen. Der andere Einwand lautet: Das ist eine unechte, weichgespülte, bekenntnisschwache Verteidigung der Religion. Wenn sie nur dazu dient, ein Menschenbild zu stützen, wenn Gott lediglich als metaphysischer großer Bruder für den Menschen benötigt wird – dann kann von Glauben in Wahrheit nicht die Rede sein. Das ist bloß religiös angestrichener Humanismus, keine Religion.

Doch Vorsicht: Dieser Einwand sticht nur, wenn man es mit der Würde und Bedeutung des Menschen nicht ganz ernst meint. Wenn man von der Menschenmajestät wirklich überzeugt ist, wenn sie tatsächlich das A und O unseres Weltbildes darstellt und wenn sich dann zeigt, dass sie irgendwie mit Gott zusammenhängt – dann spricht das sehr für die Religion. Ein krachnüchterner, streng rationaler Philosoph wie Immanuel Kant hat auf einen ähnlichen Gedanken sein Argument für die Existenz Gottes aufgebaut. Ich vermag nicht zu beweisen, dass der Mensch so über die Maßen wichtig ist. Aber ich glaube es mit seltsamer, man könnte sagen: religiöser Gewissheit, und sicher auch viele Leser, denen der Glaube an Gott durchaus fernliegt.

Religion führt in unserer Gesellschaft eine aschenputtelhafte Existenz. Was denken wir, wenn im Restaurant am Nebentisch ein Tischgebet gesprochen wird? Wahrscheinlich haben wir es noch nie erlebt. Es wäre seltsam, peinlich; man wäre verlegener, als wenn man Gesprächsfetzen über Potenzstörungen oder einen

betrügerischen Bankrott mitbekäme. Es würde exzentrisch oder sektenhaft wirken, demonstrativ, wie ein Bekehrungsversuch am falschen Ort: Sind wir hier bei den Zeugen Jehovas? Die Religion hat keinen Platz im normalen Sprechen und Leben unserer Zeit.

Die immer noch imponierende offizielle Stellung der Kirchen in unserem Land, mit Milliarden an Steuereinnahmen, staatlichem Religionsunterricht und garantierter Vertretung in den Aufsichtsgremien der öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten, ändert daran nichts. Es geht um kulturelle Marginalisierung. Kann ein Regisseur, der auf sich hält, die Gebetsszenen, Priesterauftritte, Heiligen Messen und frommen Bekenntnisse, von denen die Theater- und Opernliteratur voll ist, anders als ironisch, verzerrt, verfremdet auf die Bühne bringen? Wer kommt mit weniger Hänseleien und Einsamkeitsgefühlen durch die Schule – ein Kind, das einen «Kinderglauben» hat, oder eines, dem das alles von Anfang an und schon vom Elternhaus her als bloßer Märchenkram wie Weihnachtsmann und Osterhase gilt? Als Tony Blair britischer Regierungschef war, legten seine Berater großen Wert darauf, dass seine sonntäglichen Kirchgänge nicht von Fernsehteams gefilmt wurden. Das war kein Ausdruck von Bescheidenheit oder Diskretion, sondern nackte Angst: Glaubensakte in einem religionsfernen Land können Wähler vertreiben. Die private Frömmigkeit des Premierministers Ihrer Majestät wurde behandelt

wie ein Laster oder eine Behinderung, die man vor den Augen der Öffentlichkeit verbergen musste.

Als im Sommer 2012 in Deutschland nach einem Gerichtsurteil ein Streit über die Zulässigkeit der Beschneidung muslimischer und jüdischer Jungen ausbrach, wurde das Ausmaß der gesellschaftlichen Entfremdung vom Phänomen der Religion schlagartig erkennbar. Regierung und Parlament bemühten sich zwar sofort, die Legalität eines Brauchs zu sichern, der nirgendwo auf der Welt verboten ist. Aber in der öffentlichen Meinung, besonders im niedrigheligen, enthemmungsfreundlichen Internet, war die Stimmung ganz anders. Die Mehrheit wollte nicht nur eine andere Güterabwägung und ließ die Religionsfreiheit der Eltern nicht als hinreichenden Rechtfertigungsgrund für die Körperverletzung am Kind gelten. Sondern bei vielen existierte gar kein Sinn mehr dafür, dass es hier überhaupt etwas abzuwägen gab und dass man auch nur auf die Idee kommen konnte, auf religiöse Lebensformen Rücksicht zu nehmen. Religion war für sie bloß Missbrauch und Aberglaube, und von dem jahrtausendealten, biblisch begründeten Ritus der Beschneidung schienen sie zum ersten Mal zu hören – verständnislos und entsetzt. Es war, als sei mitten in der Bundesrepublik ein Stamm von Menschenfressern entdeckt worden.

Die neue Abneigung gegen die Religion ist nicht chauvinistisch. Sie richtet sich tendenziell gegen alle

Glaubensrichtungen – gegen das Kreuz im Klassenzimmer genauso wie gegen das Kopftuch der muslimischen Lehrerin; beim Beschneidungsstreit geriet auch das Judentum ins Visier. Die Islamophobie mag die stärkste, politisch brisanteste Form des Widerwillens gegen eine Glaubensgemeinschaft sein, aber letztlich ist sie nur der Spezialfall einer allgemeinen Religionsphobie. Religiöse Erscheinungen stoßen auf generelles Unverständnis, die «eigene», christliche Überlieferung nicht ausgenommen. Dass die Amerikaner allen Ernstes massenhaft in die Kirche gehen, davor steht der normale Europäer kaum weniger fassungslos als vor der Tatsache, dass man in Saudi-Arabien kein Bier kaufen kann. Wir leben nicht nur in einer Gesellschaft mit wachsender Religionsfeindschaft. Wir steuern auf eine Kultur des religiösen Analphabetismus zu.

Der Glaube, obwohl noch immer millionenfach gelebt, hat etwas Subkulturelles und Eingeschüchtertes angenommen. Früher, als die Priester mächtig waren und die weltlichen Herrscher sich auf die Kirche stützten, brauchte es Mut, die Religion anzugreifen oder ihre Dogmen zu bestreiten. Heute haben sich die Verhältnisse umgekehrt: Die Gottlosigkeit ist ungefährlich, mehrheitsfähig und naheliegend geworden, und es verlangt viel eher Courage, sich zum neuerdings kleinen und hässlichen Glauben zu bekennen. Das Genormte und das Unbequeme, Anpassung und Non-

konformismus haben beim Thema Religion die Seiten gewechselt.

Das ist kein Beweis für die Wahrheit der Religion. Dass eine Sache populär ist, muss nichts für ihre Richtigkeit besagen; umgekehrt tut es ihre Unpopularität, die vielleicht unschöne Geringschätzung, mit der sie behandelt wird, aber natürlich auch nicht. Der Prediger auf der Apfelsinenkiste im Stadtpark, über den sich die Leute lustig machen, muss deswegen noch kein echter Prophet sein. Doch eine gewisse Bockigkeit, diese Zeittendenz mitzumachen, mit den Wölfen zu heulen und mit den stärkeren Bataillonen zu marschieren, mag aus dem antireligiösen Konformismus resultieren: Das wollen wir doch mal sehen, ob der liebe Gott und seine Anhänger wirklich so unmöglich sind, wie die herrschende Meinung glaubt.

Mit der verbreiteten Art, die Religion beiseitezuschieben, ist ein Verlust verbunden. Es wird dadurch eine Welt von Haltungen und Ideen mitgetroffen, die selbst gar nicht im engeren Sinne religiös sind, aber zum Glauben in einer schwer zu fassenden, doch noch schwerer zu leugnenden Beziehung stehen. Etwa dass es absolute Wahrheiten gibt (nicht nur in der Mathematik), dass Gut und Böse nicht bloß Worte sind und man sich zwischen ihnen entscheiden muss, dass die Liebe «stark ist wie der Tod», wie es im Hohen Lied Salomos heißt. Das sind auch, wie der «Kinderglaube», irgendwie peinliche, nicht in die Zeit pas-

sende Vorstellungen, eines aufgeklärten Erwachsenen nicht würdig; sie stammen ja tatsächlich aus der Kindheit, der Menschheitskindheit einer tiefen geschichtlichen Vergangenheit und der Lebenskindheit eines jeden von uns. Es fragt sich nur, ob der erwachsene Abschied von alledem wirklich in jeder Hinsicht ein Fortschritt ist. Er könnte auch Ausdruck einer Feigheit sein, der Angst, sich zu blamieren, für etwas Großes und Schönes ein Risiko einzugehen und damit Schiffbruch zu erleiden. Dann will man lieber auf der sicheren Seite sein, von Anfang an «realistisch», um nicht am Ende mit leeren Händen zurückzubleiben.

Es geschieht aber nichts Neues und Besonderes ohne eine gewisse Naivität und die Bereitschaft, am Schluss dumm dazustehen. Wer liebt, macht sich verwundbar; wer dichtet, kann verrissen werden; wer für die Freiheit kämpft, wird vielleicht ein paar Jahre nach dem Sieg über Diktatur oder Fremdherrschaft auf ein korruptes Land blicken und sagen müssen: Es hat sich nicht gelohnt. Uncoolness ist das Herz des Großen und Guten. Und die Religion ist der Gipfel der Uncoolness, der Inbegriff der Blamage- und Enttäuschungsmöglichkeit: Was, wenn es keinen Gott gibt, wenn er das Gebet nicht erhört, mit dem ich mich so hilflos exponiert habe, wenn mit dem Tod doch alles aus ist und das ewige Leben nicht stattfindet? Es ist eine Wette, und sie kann verloren werden. Aber eine Menschheit, die solche Wetten nicht mehr abschließt,

die nicht mehr Kind sein will und auf keinen Fall Don Quijote, wird arm, eng und kalt.

In der Religion hat die Menschheit zuerst das Bedürfnis erlebt und erfüllt bekommen, über sich hinauszuwachsen. Hier hat sie angefangen, die großen Fragen zu stellen: nach Tod und Unsterblichkeit, nach Schuld und Vergebung, nach dem Universum. Seit Urzeiten und überall auf der Welt opfert der Mensch seinen Göttern, baut Altäre und Tempel, empfindet Scheu vor dem Heiligen. Religion gehört zum Kernbestand des Humanen und des Zivilisationsprozesses, sie ist eine Errungenschaft wie der aufrechte Gang, der Gebrauch von Feuer und Werkzeug, wie Sprache, Schrift und kulturelles Gedächtnis. Das sorgenvolle oder dankbare Aufblicken zum Himmel, das Ausgreifen nach dem Höheren ist dem Menschenwesen eigen, seit es gattungsgeschichtlich die Augen aufgeschlagen hat. Als Tier, das über das Wort verfügt, hat die griechische Philosophie den Menschen definiert; man könnte ihn mit ebenso viel Recht das Tier nennen, das betet.

Das ruhelose «Warum?», das Wissenschaft und Philosophie umtreibt, ist am frühesten in der Religion in Erscheinung getreten, und wo immer es bis an die äußerste Grenze getrieben wird, erreicht es wieder religiöse Dimensionen. Von den mathematischen Modellen der Urknall-Forscher führt eine lange, verwickelte, aber niemals abreißende Linie zurück zu

den Schöpfungsmythen in der Morgendämmerung der Geschichte, zu den Welteschen, Sintfluten und aus verschütteter Göttermilch entstandenen Sternensystemen – hier wie dort geht es ums Ganze, um die letzten Antworten, um den Ursprung der Dinge. Der Mensch als moralisches Wesen, als Problem, mit dem er selbst nicht fertig wird, hat sich im Konflikt mit den Himmelsmächten entdeckt und entwickelt, beim Sündenfall im Paradies, als der Genuss des verbotenen Apfels Adam und Eva die Erkenntnis des Guten und Bösen brachte; auf dem Sinai, wo Mose von Jahwe die Zehn Gebote erhielt. Noch in den strikt atheistischen Weltanschauungen der Moderne bleibt die Auseinandersetzung mit dem Glauben als maßstabsetzendem Feindbild spürbar, als Goldstandard der Intensität – es sind Antireligionen und Ersatzreligionen, mit Darwin, Marx oder Freud als Propheten und Kultstiftern. Der Verzicht auf die Suche nach dem Absoluten, eine Welt ohne große Wahrheitsansprüche und religiöse Leidenschaften wäre nicht menschenwürdig. Sie wäre der Triumph der Banalität.

Die gesamte Sprache und Gedankenwelt, mit der sich der Mensch dem Großen, Ganzen und Guten zuwendet, ist von Grund auf religiös durchwachsen und durchtränkt. Religion kann die Wirklichkeit kathedralenartig überwölben und überhöhen, aber auch umstürzlerisch über sie hinausdrängen; sie hat Herrscher gesalbt – und Revolutionen beflügelt. Religion ist Fest –

und Alternative. Wir haben uns angewöhnt, in ihr eine niederdrückende und bevormundende Kraft zu sehen, eine Instanz der Denkblockaden und Moralvorschriften. Der Fall Galilei und das Verbot der Pille sind die Muster. Die Enge im Namen des Glaubens gibt es, genauso wie es den Terror im Namen des Glaubens gibt, und beide sind schrecklich. Aber in ihrem Wesen, als menschliches Grundbedürfnis, ist Religion nicht Beschränktheit, sondern Weite. Wer den Vorstellungsballast einer verspießerten Frömmigkeit abwirft, kann einem außer Kurs gekommenen, im Grunde unbenutzbar gewordenen Wort wie «Jenseits» dieses schöne metaphysische Fernweh ablauschen. Die Philosophen nennen es Transzendenz – das Überschreiten.

«Tu deinen Mund auf für die Stummen und für die Sache aller, die verlassen sind.» Das war meine Konfirmationslosung, aus dem Alten Testament, Buch der Sprüche, Kapitel 31, Vers 8. Ich werde den Eindruck nicht los: Darauf wäre der Mensch als reines Erdenwesen nicht gekommen. Es gibt kein Nützlichkeitskalkül, das ihm diese Anweisung gegeben haben könnte. Die Stummen und die Verlassenen sind kein Machtfaktor, nichts, was man aus wohlverstandenen Eigeninteresse in seine Rechnungen einstellen und worauf man Rücksicht nehmen müsste. Der Verstand, die Notwendigkeiten des Überlebens, das soziale Bedürfnis – nichts, womit man eine pur diesseitige Moral begründen könnte, vermag eine solche Forderung hervorzubrin-

gen. Dass der Mensch das Unwahrscheinliche, geradezu Unnatürliche tun soll – spricht nicht etwas dafür, dass ihm das von außen und von oben gesagt werden musste? Dieses «von außen» und «von oben», das ist die Religion. Im Sprachgebrauch der Theologie heißt die Sache, von der hier die Rede ist, Offenbarung: Gott redet zu den Menschen. Das klingt sehr fremd und mythologisch. Aber der Kern ist ganz einfach. Er besagt, dass wir das Teuerste und Beste nicht aus uns selbst haben. Es wurde uns geschenkt, auferlegt, anvertraut, wie immer man das eigentümliche Phänomen von menschlicher Empfänglichkeit und geheimnisvoller Urheber-schaft bezeichnen möchte.

Dass man für die Stummen das Wort ergreifen und sich auf die Seite der Schwachen schlagen, dass man seinen Nächsten lieben soll: darin steckt etwas Paradoxes. Es lässt sich nicht vernünftig begründen, es ist unbequem, und oft gelingt es nicht. Zugleich ist es das ganz und gar Offensichtliche: Es hören, verstehen und sich darüber im Klaren sein, dass man zu gehorchen hat, sind eins. Das Gebot ist kein Ratschlag, keine Arbeitshypothese, kein Geschmacksurteil, es ist ein Befehl; dass es zutrifft und befolgt werden muss, das weiß man kein bisschen weniger sicher, als dass der Stein, den man hält, zu Boden fallen wird, wenn sich die Hand öffnet. Man weiß es nur anders. Hinter der Aufforderung zum Guten, die gänzlich machtlos zu sein scheint, steht zugleich eine unverbrüchliche, bezwin-

gende Autorität. Man fragt sich, ob man eine dünne Flöte hört oder eine donnernde Orgel. Aber für die Religion ist es jedenfalls kein Tinnitus, keine Einbildung, kein Illusionsgeräusch im Kopf, sondern Musik. Sie dringt von außen an unser Ohr, und irgendwo muss sie gespielt werden und von jemandem.

Die Religionsfragen sind so mit Phrasenmüll zugeschüttet, mit lauter Nebensachen und Sekundärproblemen, dass man erst einmal die Substanz wieder freilegen muss: dass der Glaube ein Urphänomen der Menschheitsgeschichte ist, dass er tief in die Seele des Einzelnen hineinreicht, dass er durch tausend Fäden mit den großen Zusammenhängen unserer Kultur verbunden ist. Davon besteht im Augenblick kaum ein Bewusstsein, umso mehr dafür begegnet man kirchlicher und antikirchlicher Vereinsmeierei. Eine Gesellschaft, in der nur noch eine kleine Minderheit den Gottesdienst besucht, kann sich endlos darüber unterhalten, ob Frauen zu Priestern geweiht werden sollen, ob die Ehelosigkeit der katholischen Geistlichen abgeschafft gehört und ob die Kirche das Recht hat, gegen die Anerkennung homosexueller Lebensgemeinschaften zu protestieren. Es ist ein hochprofessioneller und sterbenslangweiliger Debattierapparat, der mit der Erörterung dieser immer gleichen Gegenstände beschäftigt ist, und man muss ihn abschalten, um fruchtbar über Religion reden zu können. Die Schlüsselwörter eines ernstzunehmenden Religionsgesprächs lauten

nicht «Zölibat», «Deutsche Bischofskonferenz» oder «lateinische Messe», sondern «Sünde», «Gott» und «Ewigkeit». Nur von den großen Glaubensfragen her gewinnt das Kirchliche und Kirchenpolitische seinen Sinn, sonst wird es leer und öde, ganz gleich, ob es mit orthodoxer oder «kritischer» Tendenz betrieben wird.

In seiner schlichtesten und grundsätzlichen Form lässt sich der Streit um den Glauben auf die Frage nach Blindheit und Sehen bringen. Der Religionskritik gilt die Religion als Phänomen der Verblendung. Der Blick des Gläubigen ist getrübt, er hält Phantasien (wie Wunder) für die Wirklichkeit, er ist benebelt vom Fanatismus, den ihm der Ausschließlichkeitsanspruch seines Gottes eingibt. Ob Priesterbetrug, Opium des Volkes oder illusionäre Wunschvorstellung: Religion ist Verlust des Realitätssinns, und man muss sich von ihr befreien, um die Dinge endlich wahrzunehmen, wie sie sind.

Die Gegenthese lautet: Der Glaube sieht nicht weniger, sondern mehr. Es ist mit ihm wie mit der Liebe. Auch von ihr heißt es, dass sie blind macht, und in gewisser Weise trifft das zu. Doch letztlich, in einem tieferen Sinne, ist es umgekehrt: Die Liebe macht sehend, sie entdeckt, was der Gleichgültigkeit ewig verborgen bleibt; nur dem liebevollen Blick enthüllt sich das Wesen des Menschen. Die Liebe kann sich täuschen, aber die Lieblosigkeit ist die viel fundamentalere Unwahrheit: eine Welt ohne Licht, seelische Finsternis. So

wäre auch die Religion in ihrem Kern kein Weniger-, sondern ein Mehr-Sehen, eine Offenheit für Überraschung und Geheimnis, ein komplexerer Begriff von Wirklichkeit. Wie der Unterschied von Fläche und Raum, von Schwarzweiß und Farbe.

Sehen wir zu.